

A New African Diary

(18. 6. – 30. 7. 2007)

Part II: Zu Pferd durch die Masai Mara Savanne

(4.-16. 7. 2007)

Hartmut Porzig



Masai. Im Vordergrund drei Frauen, im Hintergrund Männer mit der Herde

Der Beginn des zweiten Teils meiner Reise stand unter keinem guten Stern. Jetzt rächte es sich, dass ich geglaubt hatte, auf ein funktionierendes Handy verzichten zu können, weil alles so toll organisiert war. Hier stand ich nun gegen 20h in der nicht übermässig hell erleuchteten Eingangshalle des Flughafens von Nairobi und suchte verzweifelt nach einem öffentlichen Telefon, von dem aus ich Tristan Voorspuy, den Veranstalter der ‚Offbeat-Safaris‘ hätte anrufen können, um ihn von meiner späten Ankunft zu informieren. Ich hatte ihn schon von Lilongwe aus vorgewarnt, aber dass es so spät werden würde hatte ich damals noch nicht geahnt. Er hatte auch versprochen, mir ein Ersatzquartier für mein verpasstes Hotel zu besorgen. Während ich noch rumsuchte, sprach mich eine junge Frau an, die offenbar in mir einen potentiellen Taxikunden witterte. Als ich ihr zu verstehen gab, dass ich unbedingt zuerst telefonieren sollte lotste sie mich zu einer freundlichen Dame, die ein solches Telefon verwaltete, aber trotz rührender Bemühungen nicht in der Lage war irgend eine Verbindung herzustellen. Langsam dämmerte mir, warum noch im hintersten afrikanischen Dorf Handys angeboten werden: Im Gegensatz zu den privaten Mobiltelefongesellschaften funktioniert praktisch nirgendwo das öffentliche Telefonnetz. Schliesslich bot mir die freundliche Taxi-Frau an, mit ihrem Mobile zu telefonieren und das funktionierte auch tatsächlich. Tristan hatte es zwar geschafft, meinen Flug in die Masai Mara umzubuchen, aber ein Ersatzhotel hatte er nicht organisieren können. Jetzt brauchte ich also ausser einem Taxi auch noch ein Hotel. Kein Problem meinte die Taxi-Frau, Freunde von ihr hätten hier im Flughafen ein kleines Reisebüro, dort könne man alles erledigen. Tatsächlich brachte sie mich in ein winziges Büro, in dem zwei freundliche junge Leute hinter Computern sassen und dessen gesamter freier Raum jetzt durch mein Gepäck blockiert wurde. Nach einigem herumtelefonieren fand sich auch tatsächlich ein Hotel an der Strasse zum Wilson Airport und das Mädchen aus dem Büro liess es sich nicht nehmen, mich in dem nun endlich doch noch angeheuerten Taxi zu begleiten und persönlich in dem offenbar funkelnagelneuen Hotel abzuliefern. Ich muss einen entsetzlich hilflosen Eindruck auf diese hilfsbereiten Leute gemacht haben!

Hotels mit europäischem Standard sind sauteuer in Nairobi, das wusste ich schon von meiner ursprünglichen Buchung. Dieses hier hielt sich mit 210 \$ noch einigermaßen im Rahmen, aber mein \$-Budget wurde mehr strapaziert als mir lieb war. Kenianische Shilling konnte ich zwar relativ leicht am Geldautomaten besorgen, aber manche Dinge z.B. die Autoleihe in Tansania und die Lodge dort würden ohne Dollar nicht funktionieren.



Abflug in die Masai Mara am Wilson Airport, Nairobi

Am nächsten Morgen sollte mein Flugzeug kurz nach 10h starten. Ich checkte also gleich nach dem Frühstück aus, bestellte ein Taxi zum Wilson Airport für Inlandflüge und fuhr los. Nach einiger Zeit wurde mir klar, dass die Richtung nicht stimmen konnte. Der Mann war mit mir zum Internationalen Flugplatz unterwegs. Mit einiger Mühe konnte ich ihn stoppen und zum Umkehren bewegen. Er behauptete steif und fest ich hätte nichts von Wilson gesagt, aber er hatte offenbar einfach nicht zugehört. Kurz nach 9 waren wir dann endlich am richtigen Ort, einem barackenähnlichen Empfangsgebäude gegen dass selbst der kleine Berner Flugplatz in Belp noch eindrucksvoll gewirkt hätte. Der Taxifahrer bat händeringend um einen höheren Fahrpreis wegen des Umwegs und ich gab ihm schliesslich 2000 Ksh, weil ich keine Lust und auch keine Zeit hatte, lange mit ihm zu streiten.

In und um das Büro, das gleichzeitig als Check-in und als Warteraum diente herrschte reger Andrang, obwohl eigentlich von hier aus nur zwei Destinationen erreicht werden konnten, Masai Mara und Mombasa. Als erstes stellte sich heraus, dass (1) nur 15 kg Gepäck erlaubt waren und (2) mein Rucksack nicht als Handgepäck anerkannt wurde. Ich musste also zunächst für eine ganze Menge Kilos Übergepäck bezahlen (3400 sh ~ 70 CHF) bevor ich ernsthaft ans Einchecken denken konnte. Zu meiner Erleichterung fand sich mein Name tatsächlich auf der Passagierliste des nächsten Masai Mara Fluges und mit einiger Verspätung konnte man dann ein erstaunlich grosses Flugzeug zusammen mit vielleicht 50 anderen Passagieren besteigen, bei dem ich mich wunderte, wie es auf den üblichen Grasspisten würde landen können. ‚Masai Mara‘ war auch nicht etwa eine einzige Destination, sondern es wurden in diesem Gebiet eine ganze Reihe von verschiedenen Stationen nacheinander angefliegen. Die Dimensionen des Tourismus in Kenia deuteten sich schon an. Zunächst ging es fast eine Stunde nach Westen erst über Landwirtschaftsland und dann über eine endlos scheinende Savannenlandschaft bis zur ersten Grasspiste auf der der weisscharige Pilot, der wie ein Bilderbuch-Kolonialengländer aussah, wider erwarten sehr elegant landete. Am Pistenrand warteten haufenweise Landrover, die fast die Hälfte der Passagiere aufnahmen. Ausserdem standen noch ein paar andere, wenn auch kleinere Flugzeuge herum. Von meinem Sitznachbarn hatte ich erfahren, dass sich hier der Starpunkt für ‚Kurzsafaris‘ befand. Bei der zweiten Zwischenlandung 10 min später gab es schon etwas weniger Betrieb, ebenso wie auch bei der dritten. Meine Station, Sanora Springs, war die vierte und da standen nur noch zwei Autos und ein kleines Flugzeug. Ich wurde samt meinem teuren Gepäck von einem freundlichen Schwarzen in Empfang genommen und in einen der beiden Landrover verfrachtet. Dann ging es 2.5 h auf abenteuerlichen Strassen durch die landschaftlich wunderschöne und überraschend grüne Savanne vorbei an zahlreichen malerisch in bunte rote Tuche gewickelten Massaihirten samt ihren Rinder- und Ziegen-Herden.



Gnus auf dem Weg zum Camp

Dazwischen weideten grosse Gruppen von Wildebeest (Gnus), Hartebeest, Thompson-Gazellen, Grant-Gazellen und Impalas, alle nicht besonders scheu. Die Masai jagen nicht, sondern essen nur das Fleisch Ihrer eigenen Tiere. Deshalb können die wilden Tiere ganz entspannt neben den Herden der Masai die Steppe als Weidegrund nutzen, die jetzt nach der Regenzeit Grass im Überfluss bot.



Thompson
Gazellen auf
dem Weg ins
Camp

Unterwegs begegneten wir allerdings auch unendlichen Karawanen von Kleinbussen, die mit Touristen zu Ausflügen in die Masai mara unterwegs waren. Von allen afrikanischen Ländern, die ich bis jetzt gesehen hatte ist Kenia das am meisten touristisch erschlossene und nirgendwo sonst ist die Besichtigung von Wildtieren eine derartige Massenbelustigung. Auf der anderen Seite ist aber auch die Populationsdichte der Tiere jetzt in der Wanderungszeit enorm und übertrifft sogar alles was ich im Vorjahr in Botswana gesehen hatte. Mein netter Fahrer, Jonathan, macht für mich noch einen ziemlichen Umweg einmal um mir noch weitere Tiere vorzuführen und andererseits weil das Camp, in dem wir auf meine Mitreiter treffen sollten, noch gar nicht fertig aufgebaut war.



Zebras und ein Gnu nahe dem Camp

Unterwegs rief auch schon Jakob unser Guide an, der mit dem Rest der Gruppe auf dem für heute geplanten Tagesritt in der Steppe unterwegs war, und wissen wollte, ob sein letzter Gast endlich eintreffen würde. Nach einer Reifenpanne mitten im Nirgendwo, die von Jonathan souverän gemeistert wurde, kamen wir gegen 16h im Camp an, das versteckt in einem wunderschönen Akazienwald lag und erst unmittelbar bevor man über das erste Zelt stolperte sichtbar wurde.



Typische
Landschaft in
der Masai mara

Da sass ich also, anderthalb Tage verspätet, und wartete gespannt auf meine Reisegefährten. Eine Stunde später tauchten sie auf, fünf junge Frauen, deren Grossvater ich mit Leichtigkeit hätte sein können und vier Männer, bei denen der älteste, ein leicht korpulenter Engländer, zumindest als mein Sohn durchgegangen wäre, dazu Jakob, ein kompetent und sportlich wirkender junger Mann Mitte zwanzig. Auch mal abgesehen vom Alter war die Zusammensetzung recht speziell: Vier der jungen Leute erwiesen sich als argentinische Freunde von Jakob, von deren schnell genuscheltem Spanisch ich enttäuschend wenig verstand, zwei weitere, Hannah und Nadim, entpuppten sich als christliche Araber aus Jordanien, während die letzten drei England vertraten, Malcolm, ein Geschäftsmann mit seiner vielleicht 15 oder 16jährigen Tochter Lucy und eine allein reisende jüngere Geschäftsfrau. Unter den Argentinern hat es drei hübsche, aber etwas aufgedrehte Schwestern, die von einer grossen Rinderfarm stammen, auf der auch Polopferde gezüchtet werden. Alle sind, ebenso wie Nicolas, der vierte im Bunde, leidenschaftliche Polospieler und entsprechend geübte Reiter. Die Gespräche beim (sehr vornehmen) Dinner, serviert von einem Angestellten in einer Art Livrée, und am Lagerfeuer liessen mich mein Alter stärker fühlen als auch schon. Alle sind zwar irgendwie nett aber Filme, die ich nicht gesehen habe, Musik, die ich nicht kenne oder nicht mag und alle möglichen argentinischen Abenteuergeschichten waren alles keine Themen, die mich lange hätten wach halten können. Nach dem Essen gab es noch einen ausgedehnten nächtlichen Game drive mit Scheinwerfer. Aber bei dem leicht erhöhten Alkoholpegel der Teilnehmer überwog die Volksbelustigung das Interesse an der Wildbeobachtung. Ausser allen möglichen Antilopen und einem etwas missmutigen Elefanten gab es vor allem viele Springhasen, die sich wirklich verbüffend wie

kleine Känguruhs benehmen. Jakobs kleiner Hund liess es sich nicht nehmen einen davon so lange herumzuhetzen bis er erschöpft sitzen blieb und sich auf den Arm nehmen liess. Es sind wirklich wunderhübsche Geschöpfe aber er tat mir leid, weil so verstörte Tiere offenbar anschliessend häufig zu einer leichten Beute von Raubtieren werden. Als wir zurückkamen war es schon kurz vor 24h und ich war froh mich in mein Zelt mit dem wirklich bequemen Bett zurückziehen zu können. Der absolute Gipfel des Luxus ist übrigens das zu jedem Zelt gehörende private Toilettenhäuschen. Zu Ehren von Jakobs morgigem 27. Geburtstag wurde aber am Feuer noch weiter gefestet und Punkt 12h konnte man Happy Birthday in wenigstens vier verschiedenen Sprachen hören.

Am nächsten Morgen wurde um 6h geweckt, weil ein 3-stündiger Ritt vor dem Frühstück geplant war. Eine halbe Stunde später war ich aber als Einziger parat. Erst gegen 7h konnten wir schliesslich starten. Alle anderen kannten natürlich ihre Pferde schon. Ich bekam einen freundlichen braunen Wallach (,Bart'). Alle waren englisch gezäumt und deutlich grösser als diejenigen in Malawi und alle machten einen fitten und gutgenährten Eindruck. Sie konnten allerdings nicht frei auf ihren eigenen Paddock weiden, weil das wegen der Löwen zu gefährlich gewesen wäre, sondern sie hatten ihren Platz neben dem Lager des Stallpersonals an ,Picketlines'.



Die Gruppe unterwegs am frühen Morgen

Der Ritt führte uns weit um eine markante Felskuppe herum, immer wieder vorbei an malerischen Massaihirten in ihren roten Umhängen, die mehr oder wenig bewegungslos neben ihren Herden ausharrten. Schon gestern abend waren einige zu Besuch in unser Lager gekommen. Da das Camp auf Massai-Land liegt, muss bei jeder Safari wieder eine Erlaubnis eingeholt und entsprechend bezahlt werden. Jakob, der gut Kiswaheli spricht, verhandelt dazu jeweils lang und breit mit dem Dorfcchef, dessen Siedlung nur wenige Kilometer von unserem Lager entfernt liegt. Er hat offenbar eine gute Beziehung zu den lokalen Masai aufgebaut. Ganz selbstverständlich kommen immer wieder junge Männer ins Camp und setzen sich zu den einheimischen Helfern ans Feuer.

Wild sehen wir auf diesem Morgenritt verhältnismässig wenig und auch nur in einiger Entfernung. Trotzdem ist es eindrucksvoll dass Tiere wie Zebras, Gnus und Gazellen jeweils

herdenweise auftreten und nicht nur als kleine Grüppchen. Die Wilddichte ist generell unglaublich hoch. An einem Ort stossen wir auf einen allein weidenden Elefanten, der zunächst ziemlich angriffslustig aussieht, sich aber dann durch den Knall von Jakobs rasanter Peitsche vertreiben lässt.



Jakob mit
wachsamen
Elefanten

Gegen Ende treffen wir in offenem Gelände auf eine grosse Herde Zebras, die zusammen mit einer riesigen Giraffe weiden. Das wird der Anlass zu einem wilden und affenschnellen Galopp zusammen mit den Wildtieren, bei dem es einigen meiner Mitreiter noch gelingt Fotos zu schiessen. Mein Pferd, das sich im Schritt nicht gerade übereilt, entpuppt sich als schneller Galopper und ich habe alle Hände voll zu tun es einigermaßen unter Kontrolle zu behalten. Fotos liegen da nicht drin. Besonders verwegend galoppieren die argentinischen Schwestern. Erst gegen 11h sind wir im Lager zurück und geniessen einen ausgedehnten ‚Brunch‘.



Start zur ‚Bergbesteigung‘ mit
Masai-Ehrengarde

Nach der Mittagspause brechen wir zu einer Besteigung des Felskegels auf, den wir am Morgen umrundet hatten. Bis zum Fuss des Hügels geht es mit den Landrover aber dann müssen wir zu Fuss weiter, begleitet von einem der Massai inkl. Speer. Er unterhält sich unterwegs angeregt mit Jane der jungen englischen Geschäftsfrau, die neugierig herauszufinden versucht, wieviel Brautpreis für eine Frau wie sie aufgewendet werden müsste. Obwohl die Höhe des Brautpreises offenbar recht schmeichelhaft ausfiel, war sie von den harten Bedingungen für eine Massai-Frau doch etwas erschüttert. Die Frauen müssen das Haus bauen, Holz sammeln, kochen, Kinder bekommen und aufziehen, nähen, waschen, Schmuck basteln und wahrscheinlich auch das Vieh melken, ein paar Gartenfrüchte anbauen d. h. praktisch alle Arbeit machen. Währenddessen stehen die Männer mit den Herden den ganzen Tag dekorativ in der Savanne herum.



Gruppenbild auf dem Gipfel des Granithügels

Vom Gipfel der Felskuppe hat man einen atemberaubenden Blick über die ganze Massai-steppe bis zum Escarpment des Riftvalleys, dem ostafrikanischen Grabenbruch.



Diese Eidechse hat auf dem Gipfel auf uns gewartet

Nach der Rückkehr ins Camp bleibt nur kurz Zeit für einen Tee und dann geht es zu einem Abstecher in das schon erwähnte Massai-Dorf. Wie alle diese Dörfer besteht es aus zwei konzentrischen Dornbuschverhauen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Dornenwall liegen die Lehmhütten, der zweite Dornenwall umgibt den zentralen Platz für das Vieh, das dort nachts vor den Löwen und Hyänen in Sicherheit gebracht wird.

Besuch im
Masaidorf



Wir werden von allen Dorfbewohnern mit grossem Hallo empfangen, besonders natürlich von den zahlreichen rotznasigen, aber generell zurückhaltenden Kindern. Jedes Dorf beherbergt eigentlich nur mehrere Generationen einer einzigen Grossfamilie. Die Frauen hatten auf dem Grass vor dem Dorfeingang einen richtigen Markt installiert und in einem grossen Kreis Handarbeiten, Textilien und Schmuck ausgebreitet, die sie verkaufen wollten. Vorher durften wir noch eine der Hütten von innen besichtigen. Wie alle anderen war auch diese ein viereckiges Lehmhaus mit nahezu flachem Dach. Innen ist es fast völlig finster. Licht kommt nur durch ein winziges Fenster und der Rauch des Herdfeuers lässt alles noch trüber aussehen. Es hat zwei mit Matten ausgelegte Schlafkojen, eine für die Kinder und eine für die Frau und ihren gelegentlich auftauchenden Gatten, der ja, je nach seiner ökonomischen Situation, mehrere Frauen besitzt. Im Übrigen gibt es nur noch Platz zum Kochen und einen Vorraum in dem ein paar Vorräte in einer Art Höhle aufbewahrt werden. Ausserdem ist ein Stall in das Haus integriert, für Vieh, das aus irgend einem Grund nicht auf die Weide kann oder soll. Wirklich wohnen kann man in einem solchen Haus natürlich nicht, zumal man auch nur an wenigen Orten aufrecht darin stehen kann. Das eigentliche Leben spielt sich ausserhalb des Hauses ab.

Anschliessend also der Markt. Die Frauen verkaufen z. T. sehr attraktiven typischen Masaischmuck wie Armreifen und Halsreifen aus bunten winzigen Glasperlen, aber auch farbenprächtige Textilien. Obwohl sich die Preise durchaus im Rahmen halten, zumal wenn man ein bisschen handelt, konnte ich mir wegen meines knappen Bargelds nur einen Halsschmuck und zwei Armbänder leisten. Ausserdem machte es erhebliche Mühe auf

Wechselgeld zu bestehen. Die Frauen tendierten eher zu einer Zugabe als dass sie einen Teilbetrag wieder herausgerückt hätten. Bei den Kindern lösten meine Bonbons grosse Begeisterung aus, sie waren aber so zahlreich, dass ich die Verteilung ziemlich schnell stoppen musste. Das fanden sie erstaunlicherweise absolut ok. Sie waren überhaupt nicht irgendwie aufdringlich.



Masai trinken das Blut des armen Kalbs im Hintergrund

Zum Schluss wurden wir noch Zeugen einer eigenartigen Zeremonie. Ein Kalb wurde von zwei jungen Männern festgehalten, während ein dritter ganz dosiert einen Pfeil auf eine der Halsvenen abschoß. Das Blut, das sich im Strahl aus der Punktionswunde entleerte, wurde dann in einer Art Trinkhorn aufgefangen. Einen Moment lang befürchtete ich, dass wir als Gäste aufgefordert werden würden daraus einen Schluck zu nehmen, aber das bewahrheitete sich glücklicherweise nicht. Getrunken wurde das warme Blut nämlich von einer Reihe niedlicher kleiner Jungen, schätzungsweise zwischen 5 und 7 Jahren, die ohne Zögern und bevor die Gerinnung einsetzte nacheinander das ganze Horn leertranken und hinterher alle aussahen wie leibhaftige Nachwuchs-Vampire.



Rückkehr der Herde ins Dorf

In der einbrechenden Dunkelheit wurde dann das Vieh in den inneren Kral getrieben. Die Rinder sind erheblich kleiner als bei uns, tragen aber dafür einen Buckel und gewaltige Hörner. Neben den Rindern gab es auch noch ein paar Esel, die aber anscheinend nur zum Lastentragen, aber nicht zum Reiten benutzt werden. Alle jungen Männer tragen einen festen Stab und eine kurze Lanze mit messerscharfer Klinge, während die grösseren Jungen, die auch schon bei der Herde helfen, nur den Stab besitzen.

Im Zwielight fahren wir zurück. Angeblich als Geburtstagsgeschenk für Jakob wollen die Männer heute abend im Lager tanzen. So viele wie möglich werden in die Landcruiser geladen, der Rest rennt zu Fuss hinterher und hat wenig Mühe mit den Autos auf dem schlechten Weg Schritt zu halten. Inzwischen ist es ganz Nacht geworden und vor dem Lagerfeuer wird eine Art Bühne hergerichtet. Unsere Frauen erscheinen alle enorm chick angezogen, während Jakob und Niklaus im schwarzen Anzug mit weissem Hemd und Fliege auftauchen. Nach einer Einführung, in der Jakob die Eigenheiten der Tänze erklärt, zeigen die Masai mehrere eindrucksvolle Gruppentänze, bei denen die Musik ausschliesslich durch die Stimmen erzeugt wird. Einer singt einen Text und die anderen produzieren einen lauten rhythmischen Summton, der klingt als ob er von einem Instrument käme. Jeder Tanz stellte ein szenisches Ereignis dar, also etwa Löwenjagd, Elefantentanz, Tanz der heiratsfähigen jungen Männer vor den Frauen. Bei letzterem kommt es übrigens darauf an, die Mädchen mit möglichst hohen Sprüngen zu beindrucken. Die Bewegungen der Männer in ihren malerischen Umhängen zusammen mit der urtümlichen Musik wirkten enorm eindrucksvoll. Am Schluss gab es von allen zusammen noch einen sehr feierlichen und zeremoniellen Geburtstagsglückwunsch für Jakob. Die Übergabe eines schön verzierten Häuptlingsstabs war allerdings nur symbolisch gemeint, er musste sofort wieder zurück gegeben werden. Im Stockdunkeln zogen die Männer dann wieder zurück in ihr Dorf, unterstützt von einem der Landrover, in dem sie aber längst nicht alle Platz fanden. Anschliessend gab es noch ein sehr vornehmes, wenn auch wegen der kühlen Nacht etwas frostiges Dinner am Feuer, einschliesslich Elefantemist mit Sahne als Dessert. Allerdings war nur nur Nadim mutig genug, es auch wirklich zu probieren, zur grossen Erheiterung seiner misstrauischen Umgebung. Er liess verlauten, dass der Geschmack weniger schlimm sei als man vermuten könne. Danach wurde noch lange weiter gefeiert, allerdings nach einer Weile ohne mich. So ausdauernd wie gestern ging es aber nicht zu und her, zumal für morgen ein langer Ritt ansteht. Das Lager wird abgebrochen und an einen weit entfernten Punkt in der Mara verlegt.



Lizard, mein schönes schnelles Pferd

Am nächsten Morgen wird daher halb sieben geweckt. Die Fahrzeuge können den neuen Standort nur auf einem weiten Umweg erreichen, während wir Reiter fast der Luftlinie folgend quer durch die Savanne dorthin gelangen. Trotzdem werden wir sieben Stunden unterwegs sein. Mein armes Pferd scheint den schnellen Galopp von gestern doch nicht so gut überstanden zu haben, jedenfalls waren an einem Vorderbein die Sehnen geschwollen und es musste deshalb mit dem Transporter verfrachtet werden. Ich bekam dafür ein Reservepferd, einen hübschen lebhaften Schwarzbraunen und machte damit einen sehr guten Tausch. Nicht nur war er in allen Gangarten sehr flott unterwegs, er erwies sich auch als trittsicher und sprang, wo nötig, perfekt. Im Nachhinein erwies er sich als mit Abstand das beste Pferd, dass ich je in Afrika reiten durfte. Ich kam zwar mehr als einmal an die Grenzen meiner Reitkünste, aber nie an die Grenzen der Leistungsfähigkeit dieses Pferdes. Leider machte es ihn enorm nervös, wenn andere Pferde vor ihm laufen wollten. Man konnte also auch im Schritt fast nur an der Spitze einigermaßen ruhig reiten. Im Galopp war er einer der schnellsten und startete sofort ein Wettrennen, wenn ihn ein anderes Pferd überholen wollte. Er liess sich aber einigermaßen vernünftig kontrollieren wenn man ininigem Abstand von der Gruppe ritt.



Unsere Gruppe
in der Mitte
von Nirgendwo

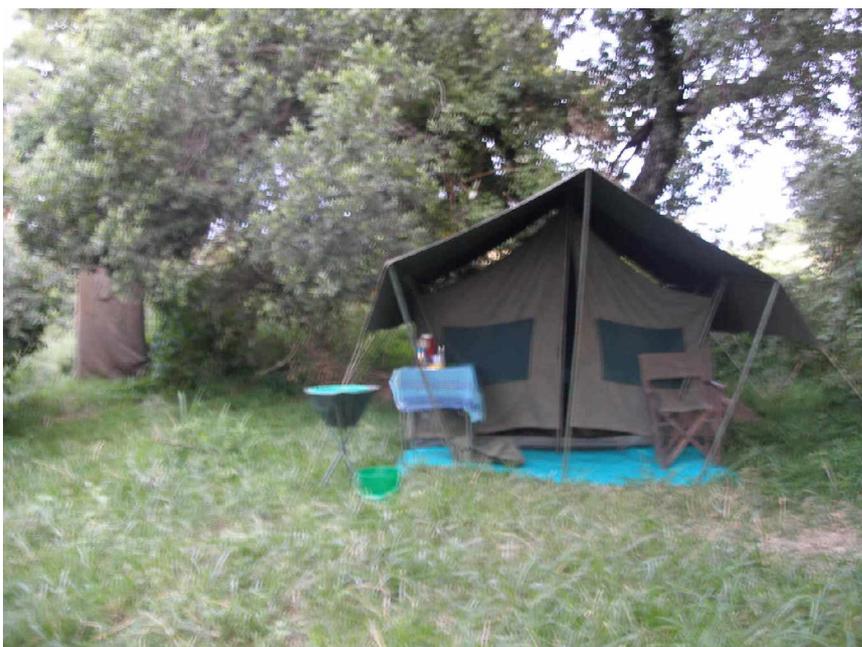
Der ‚Weg‘ führte durch herrliche Grassavanne mit eingestreuten Gruppen von Akazien, dann aber auch über recht felsigen Grund und durch einige Flusstäler mit Gewässern, die immer wieder über teils recht waghalsige Furten überquert werden müssen. Die Pferde zögern bei diesen Übergängen nur selten, wenn etwa der Abstieg in den Fluss sehr steil ist. Wir bewegen uns ziemlich genau nach Westen. Während der ersten Stunden begegnet uns zwar viel Wild, aber weder Elefanten noch die sagenhaften Löwen zeigen sich aus der Nähe. Erst kurz vor der Lunchpause wird auf einem Felshügel ein Löwe gesichtet, der sich aber aus dem Staub macht bevor ich ihn überhaupt zu Gesicht bekomme. In der Mittagspause gehen fast alle zu einer Badestelle im Fluss. Nur ich habe meine Badehose vergessen und verzichte ohne grosses Bedauern auf dieses Vergnügen. Erst am späteren Nachmittag, weniger als eine Stunde von dem neuen Camp entfernt treffen wir auf eine Löwin, die gemütlich unter einem Busch am Rande eines Hügels liegt und uns ziemlich nahe herankommen lässt, bevor sie sich ins Unterholz verdrückt. Während wir ihr noch nachsehen kommt aus der offenen Grassfläche, die wir gerade durchquert hatten in gewaltigen Sätzen eine zweite Löwin, die wir offenbar völlig übersehen hatten, obwohl sie ganz nahe an unserem Weg gelegen haben musste.

Freundlicherweise wollte sie aber nichts von uns, sondern verschwindet in dem gleichen Gebüsch wie ihre Kollegin. So unheimlich mir im Moment zu Mute ist, so schön sind die kraftvollen Bewegungen der grossen Katze. Man darf sich nur nicht so genau vorstellen was passiert wäre, wenn sie uns von hinten angeschlichen hätte.



Die Löwin
im Gebüsch

Jakob trägt keine Waffe, sondern benutzt zur Abschreckung lediglich eine Art argentinischer Gaucho-Peitsche, mit der er bei Bedarf so laut knallen kann, dass es klingt wie ein Schuss. Aber das funktioniert natürlich auch nur, wenn ein Angreifer von vorn kommt. Erst nach 18h erreichen wir schliesslich unser neues Camp. Alle waren einigermassen müde, sogar die wilden argentinischen Schwestern. Trotzdem wird nach dem Dinner am Feuer noch lange weiter diskutiert und getrunken. Ausserdem kommt noch der Eigentümer eines benachbarten permanenten und einigermassen exklusiven Camps zu Besuch. Von dort aus werden motorisierte Safaris unternommen. Die letzten Unentwegten finden erst gegen 3h ins Bett.



Mein Zelt im neuen
Camp

Während die Pferde am nächsten Morgen ausschlafen dürfen, sind wir bereits gegen halb sieben wieder im Landcruiser unterwegs, teils leicht, teils schwer verkatert. Zuerst geht es auf die Suche nach Löwen in der Gegend wo sie uns am Vortag so eine eindruckliche Vorstellung gegeben hatten, aber diesmal zeigen sie sich nicht. Dafür treffen wir auf dem Rückweg auf eine Gruppe von drei Elefantenkühen mit sechs unterschiedlich alten Nachwuchselefanten, einer davon noch im Säuglingsalter. Die Tiere weideten gemächlich eine Gruppe von Akazien ab und liessen sich dabei durch das Fahrzeug überhaupt nicht stören, obwohl wir bis auf vielleicht 10 m herankamen und tolle Aufnahmen machen konnten.

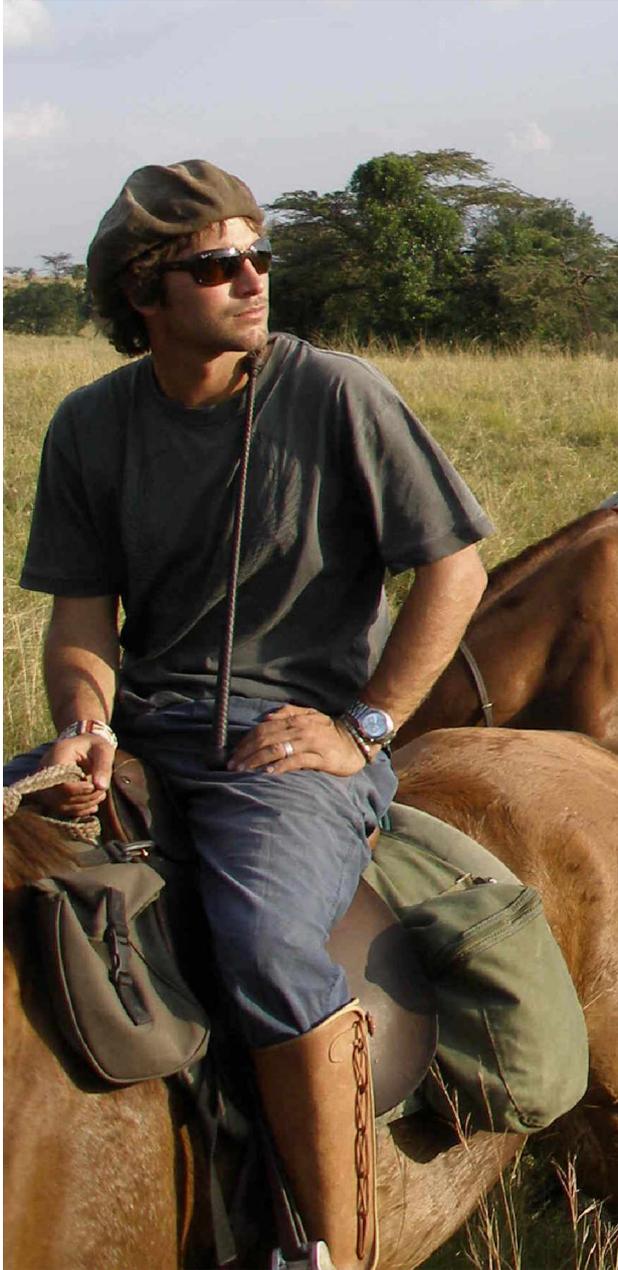


Gruppe weidender Elefanten

Generell sind die Tiere in der Mara sehr viel besser an Autos als an Reiter adaptiert. Solange niemand aus den Autos aussteigt, werden Menschen vollkommen ignoriert. Bei Reitern ist die Flucht, resp. Angriffsdistanz erheblich grösser. Zu Pferd trafen wir am Nachmittag in offenem Gelände nochmals auf die gleiche Elefantengruppe und wurden von ihnen spektakulär angegriffen und in die Flucht geschlagen.



Elefanten
und Impalas
im
Nachmittags-
licht



Jakob unser Guide

Der Nachmittagsritt startete schon mit Hindernissen, weil ein weiteres Pferd lahm ging und wir deshalb zum Pferdewechsel umkehren mussten. Nachdem nun beide Reserven im Einsatz sind, ist der Spielraum für weitere Lahmheiten nicht mehr gross. Zuerst ritten wir auf der Löwensuche durch ein wunderschönes Flusstal, in dem zahlreiche felsige Aussichtspunkte eigentlich ideale Standorte für Löwen hätten sein sollen. Hannah mit seiner Profi-Camera wartete ungeduldig auf den ultimativen Mähnenlöwen aber wir begegneten zwar allem möglichen Wild, nur keinem weiteren Löwen. Dafür stiessen wir zunächst auf eine Gruppe riesiger Giraffen, die hier wirklich deutlich grösser sind als ihre Verwandten am Okavango. Der Wildreichtum fasziniert mich jedesmal wieder aufs neue und weil ich mich an jedem der schönen Tiere freue, vermisse ich die Löwen nicht übermässig. Schliesslich trafen wir wieder auf die schon erwähnte Gruppe von Elefantenkühen mit ihren Jungen. Diesmal werden sie rasch unruhig und verschwinden dann zwischen eine lichte Gruppe von Büschen. Als wir ihnen noch ein kleines Stück nachreiten bleiben sie stehen, sichtlich beunruhigt. Daraufhin treten wir den Rückzug an. Sie kommen uns aber nach und als wir erneut stehen bleiben geht die ganze Gruppe, einschliesslich der Jungen, mit aufgestellten Ohren und laut trompetend

zum Angriff über. Wir galoppieren einigermaßen eilig davon, aber sie kommen noch eine ganze Weile mit überraschend hohem Tempo hinter uns her. Jakob, der die Stellung am längsten gehalten hatte, und sogar den Angriff kaltblütig mit seiner kleinen Video-Camera aufgenommen hatte, war diesmal mit seiner Gaucho-Peitsche machtlos und musste sich dem Rückzug anschließen. So eindrücklich diese Machtdemonstration der Elefanten war, so froh war ich über mein schnelles Pferd. Mit geduldiger Tierbeobachtung hatte dieser halb und halb provozierte Angriff allerdings nicht viel zu tun, umso mehr aber mit mehr oder weniger kontrollierter Show. Für mich hört der Spass dann auf, wenn die Tiere nur noch als Staffage für das Theaterstück ‚Wildes Afrika‘ wahrgenommen werden. In Kenia hat die Vermaktung der Tiere wirklich bedrohliche Formen angenommen und man hat ein bisschen den Eindruck als fühlten die Safari-Unternehmen sich unter Druck die Tiere möglichst spektakulär vorzuführen. Je komfortabler man unterwegs ist, desto höher werden die Erwartungen an ‚wilderness light‘. Auf der anderen Seite erscheint die Bewahrung dieses unvergleichlichen Ökosystems ohne den dadurch angelockten Tourismus praktisch unmöglich.

Nach dem Dinner startete wieder einer der feucht-fröhlichen Night drives mit Scheinwerfer. Ich sah eigentlich keinen Sinn darin, die Tiere auch noch nachts zu belästigen, aber natürlich hoffte ich auch einmal eine der scheuen nachtaktiven Raubkatzen beobachten zu können. Aber sie taten uns diesen Gefallen nicht und ausser den zahllosen Gazellen, Antilopen und Springhasen sahen wir nichts aufregendes. Immerhin gelang es Jakob mit der Hand eine Thomson Gazelle zu fangen. Sie wehrte sich aber so heftig, dass er sie wieder springen lassen musste und dabei buchstäblich mit abgerissener Hose zurückblieb. Auch dieses Bravourstück kam mir reichlich überflüssig vor, auch wenn dem Tier dabei nichts passiert war.



Zebras und.....

Auf unserem Morgenritt am nächsten Tag, wieder mit Start kurz nach halb sieben, begegneten wir zum erstenmal Büffeln. Die Herde wurde aber relativ schnell nervös und verschwand bis auf zwei Bullen, die uns nahe herankommen liessen bevor sie sich gemächlich davon machten. Auf dem Rückweg ritt ich nichts ahnend über ein Stück offenes Grasland, als plötzlich unmittelbar zwischen den Beinen meines armen Pferdes ein Warthog aufsprang,

gross wie ein mittleres Hausschwein. Mein Pferd machte einen entsetzten Sprung zur Seite und ich, völlig unvorbereitet, verlor das Gleichgewicht, rutschte vom Sattel, blieb im Steigbügel hängen und wurde noch einige Galoppsprünge mitgeschleift bevor sich der Bügelgurt vom Sattel löste. Gott sei Dank passierte in dem hohen Grass nichts weiter und ich kam mit dem Schrecken und einem aufgeschürften Arm davon.



,,,,,Büffel am 6. Tag

Am Nachmittag starteten wir zu einem Grill-Ausflug mit den Autos durch das eigentliche Mara Wildschutzgebiet zum Mara-River. Diese ‚Game Reserve‘ unterscheidet sich vom Rest der Mara Schutzgebietes nur dadurch, dass die Masai dort weder sideln noch weiden dürfen. Überraschenderweise hatte es dort aber keineswegs mehr Wild als ausserhalb, eher im Gegenteil. Dafür ist aber das Grass enorm hoch und viele kleine Antilopen könnten sich dort mit Leichtigkeit völlig verstecken. Auf halbem Weg begegnen wir Löwen, wieder sind es Weibchen, die indigniert abziehen. Der grosse Mähnenlöwe fehlt uns noch immer. Den Flusslauf erkennt man schon von weitem an seinem Galeriewald. Als wir näherkommen nimmt die Wilddichte wieder zu und es wäre nahezu paradiesisch schön, wenn die verrückten Polo-Mädchen nicht dauernd die Musikanlage des Landcruisers in Betrieb gehalten hätten, begleitet von mehr oder weniger falschem Begleitgesang oder –Pfeifen.



Die Flusspferde gehen ins Wasser und.....



...lassen es sich wohl sein

Es dauerte aber nicht lange und wir erreichten einen idyllischen Platz am Fluss, direkt oberhalb einer seeartigen Ausbuchtung, in der sich eine grosse Zahl Hippos wohlfühlten und sich laut grunzend bemerkbar machten.



Das Krokodil erkennt man nur bei scharfem Hinschauen

Zwei beachtlich grosse gelbliche Krokodile lagen am Ufer in der Sonne. Jakob und Nicolas bereiteten ein absolut perfektes Barbecue mit Lammkoteletts und Bratwürsten, nach dem wir eine afrikanische Bilderbuch-Siesta verbrachten mit den Tieren fast in Griffweite. Leider rissen die Hippos ihre eindrucksvoll fotogenen Mäuler immer nur dann auf, wenn ich meine Kamera gerade entnervt aus der Hand legen wollte. Der Rückweg am späteren Nachmittag zog sich mit einigen Fotohalten und einer improvisierten Tanzparty auf offenem Feld ziemlich lange hin und wir erreichten unser Camp erst bei einbrechender Dunkelheit. Am Lagerfeuer nach dem Dinner fing Jakob ein langes Gespräch auf Deutsch an, das nur wir beide beherrschen, weil er natürlich gemerkt hatte, dass mir die permanente Partyatmosphäre anfang etwas auf die Nerven zu gehen. Aber das war ja eigentlich mein Problem als ‚Alterspräsident‘ und es lag mir völlig fern mich deshalb zu beschweren. Nicht nur ist er ein guter Psychologe, er konnte auch ausserordentlich charmant von sich und seinen Safari-Abenteuern mit allen möglichen Gästen erzählen. Offenbar stammt er aus einer sehr wohlhabenden Familie, die vor 23 Jahren aus Oesterreich nach Argentinien ausgewandert war. Sie besitzen dort Ländereien, eine Insel im La Plata und ausserdem ein Haus im Norden von Kenia, in dem ein einsamer Verwalter nach dem Rechten sieht. Mitglieder der Familie sind dort offenbar jeweils nur eine kurze Zeit des Jahres. Als Safari-Guide bei Offbeat, wo ihn Tristan und seine Frau wie ein Familienmitglied aufgenommen haben, arbeitet er jeweils nur 6 Monate. Während der anderen Hälfte des Jahres organisiert er Reitausflüge in Argentinien in einer, nach Auskunft von Nicolas, traumhaft schönen Berglandschaft.



Auf dem Ritt
zum
Escarpment

Am folgenden Tag steht wieder ein langer Ritt zu einem neuen Camp auf der Höhe des Escarpments auf dem Programm, das die Masai mara im Westen abschliesst. Am Morgen scheint unser Tagesziel noch sehr weit weg. Man erkennt in der Ferne nur schwach einen Hügelzug auf den wir fast in der Luftlinie zureiten. Wieder begegnen uns kurz nacheinander grosse Gruppen von Antilopen, Zebras und Gazellen und nach dem Queren eines kleinen Flusslaufs sehen wir unter einem Gebüsch ein Löwenpaar liegen. Diesmal ist wirklich ein männlicher Löwe komplett mit eindrucksvoller Mähne dabei. Auf der Suche nach dem perfekten Foto versuchen wir zu Pferd so nahe wie möglich heranzukommen. Schliesslich wird aber das Familienoberhaupt unruhig und stürzt mit Gebrüll auf uns los. Jakob, wie immer an vorderster Front, reagierte blitzschnell mit seiner Peitsche und der Knall treibt den Löwen in die Flucht. Zusammen mit der Löwin erreicht er in grossen Sprüngen das andere

Ufer des kleinen Flusse, wo gerade eine Gruppe von Touristen in einem Landrover hält, die offenbar das gleiche Löwenpaar beobachtet hatten. Auch wenn die Störung der Löwen vielleicht eine etwas fragwürdige Aktion war, verhalf sie uns doch dazu, die herrlichen Tiere in voller Aktivität zu bewundern. Ich war so fasziniert, dass ich gar nicht auf die Idee kam Fotos zu schiessen und ich hätte sie wahrscheinlich auch ziemlich verwackelt.

Etwas später führte unser Weg durch eine nicht allzutief eingeschnittene Schlucht mit dem erwartungsvollen Namen ‚Leopard-Groove‘. Die steilen Böschungen rechts und links voller Felsblöcke und alter verkrüppelter Bäume, einer sogar mit dem riesigen Nest eines Hammerhead Vogels, hätten tatsächlich reichlich Schlupfwinkel für Leoparden, oder zumindest Hyänen geboten.. Leider trafen wir dort keines dieser Raubtiere, dafür versperrte den einzigen schmalen Durchgang ein riesiger einsamer Elefant, der genau da weidete wo die einzig mögliche Passage hindurchführte. Erst durch unser Näherkommen und nach dem Einsatz von Jakobs Peitsche konnte er bewegt werden uns widerwillig vorbei zu lassen. Diese Situation schien mir eher unangenehmer als die Begegnung mit den Löwen, weil wir in der engen Schlucht einem etwaigen Angriff der Elefanten nur schwer hätten ausweichen können.

Bevor wir durch das mannshohe Gras der Mara Game Reserve den Fuss des Escarpments erreichen konnten, stand uns noch der abenteuerlich Übergang über den Mara River bevor. Die Furt war zwar nicht übermässig tief, trotzdem mussten die Pferde ein kurzes Stück schwimmen und es brauchte einiges Geschick, damit man nicht allzu nass wurde. Abenteuerlich erwies sich der Flussübergang vor allem wegen der zahlreiche Hippos und den erwartungsvollen Krokodilen, die uns dabei beobachteten. Erst Jakobs Peitschenkall brachte sie einigermaßen auf Distanz. Es brauchte dann noch einen recht langen und steilen Anstieg und das Queren vieler steiler Bachläufe und eines kleinen Stausees an dem sich zwei splitternahte Einheimisch wuschen, bis wir die Höhe und unser neues Camp erreichten.



Im Anstieg
zum
Escarpment

Das Camp, lag mitten in einem Buschwald auf der Höhe des Escarpments mit einem überwältigenden Blick über die ganze immense Masai Mara Savanne mit ihren malerischen

Schirmakazien. Der Blick hätte noch weiter gereicht, wenn es nicht durch das abbrennen von Gras am Vortag so diesig gewesen wäre. Deshalb war es auch unmöglich Fotos zu machen, die auch nur halbwegs den Eindruck des Auges hätten wiedergeben können. Jenseits des nächsten tief eingeschnittenen Tals fällt der Blick auf eine Siedlung, die für ein echtes Masaidorf etwas zu schick aussieht, mit einem markanten Sendemast ausgerüstet ist und sich schliesslich als Missionsstation entpuppte. Beim Dinner, wie immer mit livrierter Bedienung, stellte sich heraus, dass der Chef der Küchenmannschaft, offenbar ein langjähriger Angestellter bei Offbeat, eine recht schöne Stimme besass und nach einigem Bitten eine traurige Ballade sang, die etwas ungemein rührendes hatte. Der schon ältere Sänger kam mir vor wie ein völlig unzeitgemässes Relikt englischer Kolonialromantik.

Der nächste Morgen begann mit einer ähnlich deplazierten, aber sehr viel komischeren Darbietung: Nadim, der junge Jordanier erzählte, dass er zu Hause immer früh durch den Muezzin geweckt wird, weil sein Haus, resp. das seiner Eltern ganz nahe bei einer Moschee liegt. Obwohl die Familie christlich ist, lernte er zwangsläufig den Gebetsruf schon als Kind in- und auswendig. Wir fanden es eine hübsche Pointe wenn er hier, sozusagen in Konkurrenz zur Missionsstation, eine Probe seines Könnens abgeben würde. Und wirklich produzierte er einen absolut authentisch klingenden arabischen Weckruf, mit, selbst ohne Lautsprecher, beachtlichen Lautstärke. Sogar die englische Übersetzung lieferte er mit.

Anschliessend ging es dann mit den Pferden zunächst über die Höhe des Escarpments. Die Kombination von kurzem Gras mit eingestreuten Felsbrocken und Dornenbüschen lässt eher an Bergweiden als an afrikanische Savanne denken. Nach einer Weile stossen wir auf eine Gruppe Zebras, die zusammen mit einer Giraffe weiden. Da das Gelände halbwegs vernünftig aussieht, wird eine der wilden Galoppaden inzeniert bei dem wir Reiter zusammen mit den fliehenden Tieren um die Wette rennen. Zuerst ging alles gut. Ich hatte nur das Gefühl, meine Gefährten zu verlieren, weil es in dem unübersichtlichen Gelände schwer fiel Richtung und Kontakt zu halten. Es ging aber nicht lange und die Büsche standen immer dichter zwischen den vereinzelt Steinbrocken, so dass mein armes Pferd begann, im Sprung über alle diese Geländehindernisse zu setzen. Bei einer dieser Gelegenheiten verlor ich den Bügel und gerade in dem Moment sprang mein Pferd zur Seite um einem Felsen auszuweichen und ich landete ziemlich unsanft knapp neben diesem Felsen.



Abstieg vom Escarpment auf einem steilen und steinigen Weg

Diesmal hatte ich mir ernstlich weh getan, aber ausser allen möglichen Prellungen, besonders des Thorax, schienen meine Knochen noch einigermaßen heil. Jedenfalls konnte ich nach einer von Jakobs Schmerztabletten halbwegs weiter reiten. Aber es dauerte dann noch ganze 8 Wochen bis ich wieder ohne Schmerzen tief einatmen konnte.

Kurz nach diesem unrühmlichen Zwischenfall kamen wir zum Anfang eines alten Herdenwegs, der von der Höhe des Escarpments zurück in die Tiefe der Mara führte. Der Weg war aber viel zu steinig und zu steil als dass man ihn zu Pferd hätte benutzen können. Alle Pferde mussten daher an der Hand geführt werden und noch das erforderte einige akrobatische Fähigkeiten. Angesichts meines etwas wackligen Zustands übernahm eine der argentinischen Schwestern, deren eigenes Pferd sehr brav in der Gruppe mitlief, mein sehr viel nervöseres Tier. Auch ohne Handicap erwies sich der Abstieg für sie enorm mühsam, so dass ich froh war nur auf mich selbst aufpassen zu müssen. Ausser mir litt auch Malcolm, der gemütliche Engländer, weil er sich zwei Tage zuvor auf einem heissen Felsen die Fussohlen verbrannt hatte und nun im Laufe des Abstiegs mit all seinen Blasen fast die Hoffnung verlor lebend am Fuss des Escarpments anzukommen. Nach langer Schinderei kamen aber doch alle Menschen und Tiere einigermaßen wohl behalten bei den wartenden Geländewagen samt vorzüglichem Lunch an und wir genossen eine lange und erholsame Fiesta.



Siesta nach dem Abstieg vom Escarpment

Nach dem Lunch mussten wir aber auch noch von Jane Abschied nehmen, der resoluten Engländerin, die sich so angelegentlich nach den Pflichten einer Masaifrau erkundigt hatte. Sie wurde direkt zu einem Landstreifen in der Nähe gefahren, von wo sie zurück nach Nairobi und von dort nach Tansania zu einer Familienfeier bei Freunden fliegen wollte. Am Nachmittag ritten wir dann auf einem deutlich bequemeren Weg zurück ins Camp, zusammen mit inzwischen drei reiterlosen Pferden, denn Malcolm und seine meistens etwas mucksche Tochter zogen die Rückfahrt per Landrover dem Ritt vor. Beim Anstieg auf die Höhe des Escarpments kamen wir an einem markanten kleinen Plateau vorbei, das von einem vorspringenden Hügel gebildet wurde und einen herrlichen Blick zurück in die Tiefe erlaubte. Das war der Ort, an dem seinerzeit die berühmte Schlusssequenz aus dem Film ,Out of

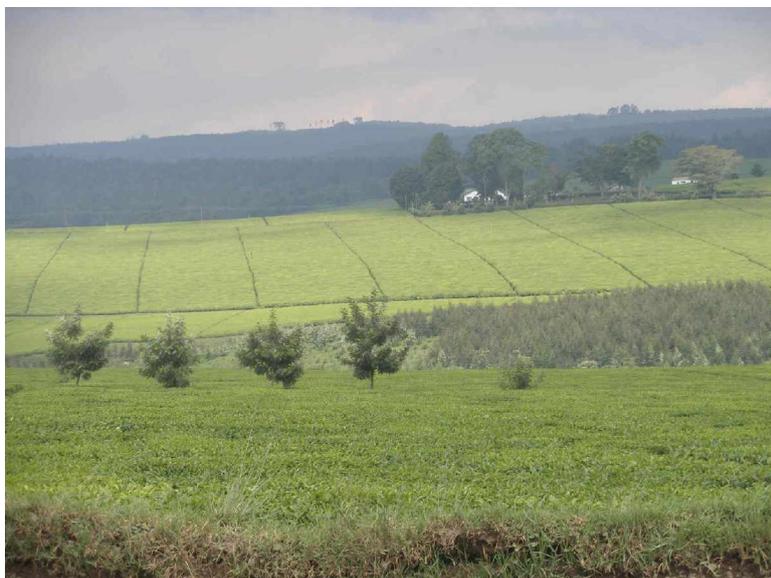
Afrika' nach Tania Blixens Roman gedreht worden war mit dem Löwen, der sich auf dem Grab des verunglückten Geliebten der Protagonistin niederlässt.



Mehr Helfer als Reiter auf dem Gruppenbild zum Abschluss

Da heute der letzte Reittag zu Ende ging, gab es noch ein Gruppenfoto mit allen Helfern (mehr als 20!) und Teilnehmern und ausserdem einen kleinen Markt mit Schmuck und Textilien von Masai-Frauen aus dem benachbarten Dorf. Was allerdings fehlte war das Auto mit Malcolm und seine Tochter, die eigentlich lange vor uns hätten angekommen sein sollen. Erst spät am Abend trafen sie glücklich ein. Sie waren in dem vom Regen aufgeweichten Fahrweg stecken geblieben und hatten erst durch das zweite Fahrzeug, das in der Zwischenzeit Jane zum Landstreifen gebracht hatte, befreit werden können.

Am nächsten Morgen wurden Pferde und Reiter getrennt verladen und mit Motorkraft aus der Savanne zurück in die koloniale Zivilisation des Deloraine Estate verfrachtet. Ein Landcruiser beladen mit Musik, Bier und Zigaretten beförderte die wilde Jungmannschaft, während ein zweiter mit Jonathan als Fahrer nur Malcolm, seine Tochter und mich transportierte. Ich genoss die Fahrt ohne permanente Musikberieselung durch eine wunderschöne hügelige Landschaft, die immer grüner wurde je weiter wir nach Osten voran kamen.



Teeplantage auf der Fahrt nach Deloraine

Eine lange Strecke ging durch das kenianische Tee-Land mit zuerst kleinen Teegärten und später riesigen Teeplantagen, die mit ihrem frischen Grün ausserordentlich dekorativ aussahen. In den Plantagen sieht man überall die Siedlungen der Plantagenarbeiter, aber nur selten ein Herrenhaus. Viele dieser Plantagen gehören offenbar grossen Teefirmen, die die Ernte in fabrikartigen Gemäuern verarbeiten. Die kleinen Teegärtner sind in Kooperativen zusammengeschlossen und verarbeiten ihren Tee gemeinsam. Gegen 17h erreichten wir auf einer überrschend kümmerlichen Strasse ohne grössere Zwischenfälle Deloraine, einen stupenden kolonialen Herrensitz wie aus dem Bilderbuch.



Haupthaus der
Deloraine
Plantage

Das grosszügige, schlossartige Haus mit ausgedehnten Stallanlagen, Weiden und Springgarten liegt inmitten eines berauschend schönen gepflegten Parks mit lauter blühenden fremden Bäumen und riesigen ebenfalls in allen möglichen Farbschattierungen blühenden Bougainvillea-Hecken.



Im Park von Deloraine

Natürlich fehlten weder Schwimmbad noch Tennis- und Cricketplatz, die das Landleben angenehm und komfortabel machen. Wir wurden in grosszügigen und bequemen Zimmern einquartiert und ich konnte meine Leiden pflegen, ohne mit schmerzdem Brustkorb und Schulter auf einem Pferd herumgeschüttelt zu werden. Am Abend stieg noch eine rauschende Party in der grosszügigen Bibliothek des Hauses, die ich aber an mir vorbeigehen liess. Selbst nachts um 2 waren aber noch die Stimmen der wilden argentinischen Schwestern zu hören, die für jedes Fest einen frischen und eleganten Outfit bei sich zu haben schienen. Der nächste Tag war ein Sonntag, aber trotzdem wurden wir früh geweckt, weil noch ein Tag mit reichem Programm vor uns lag. Ausser uns gab es als weitere Gäste noch eine ganz nette 4-köpfige amerikanische Familie mit ihrem privaten Führer, die alle mit uns vor dem Frühstück zu einem Ritt durch die ausgedehnten Ländereien der Plantage starteten. Unser Gastgeber, Tristan, hat davon aber ausser dem Herrenhaus nur 100 Hektare für den Reitbetrieb gepachtet. Der Rest (2000 Hektar) wird von einer offenbar nicht besonders gut funktionierenden Stiftung bewirtschaftet, der die letzte Eigentümerin das Anwesen vermacht hatte. Der Ritt führte durch eine fast urwaldhafte Vegetation über speziell angelegte Reitwege mit natürlichen Hindernissen und mein schönes, aber etwas nervöses Safaripferd benahm sich vorbildlich und sprang alles was ihm vor die Füsse kam in geschickter Manier. Trotzdem musste ich auf das anschliessende Cross-Country-Springen verzichten. Ich hatte einfach nicht den Mut ein weiteres Risiko einzugehen.



Polo in
Deloraine

Nach spätem Frühstück, Siesta, Lunch und Tee gab es gegen halb 5 ein Polomatch auf dem farmeigenen Poloplatz. Daran hätte eigentlich jeder teilnehmen können, aber nur die Argentinier fühlten sich genügend motiviert und waren natürlich auch die einzigen, die vom Spiel etwas verstanden. Es ist interessant anzuschauen und braucht artistische Geschicklichkeit von Pferd und Reiter. Für die Pferde wirkt es sehr anstrengend und nicht gerade tierschonend. Als Lebensinhalt kann ich es mir zwar nicht recht vorstellen, aber zumindest zwei unserer wilden Mädchen widmen diesem Sport offenbar viel Zeit („If there is no Polo in heaven I do not want to go there“). Aber natürlich arbeiten sie auch sonst auf ihrer Farm mit, die hauptsächlich Rinder züchtet und die Polopferdezucht nur nebenher betreibt. Der beste Spieler auf dem Platz war aber ohne Zweifel Niklas, Jakobs argentinischer Freund und Helfer.



Begeisterte
Zuschauer beim
Fussball und eine
schöne
Argentinierin mit
vielen
Bewunderern

Anschliessend stand noch ein Fussballspiel gegen das Dorf der ehemaligen Plantagenarbeiter auf dem Programm. Es gab einen enormen Auflauf von hunderten Kindern und junger Leute. Die Mannschaft des Dorfes bestand überraschenderweise mehrheitlich aus jungen Mädchen, die ziemlich geschickt spielten. Nach ungefähr dreiviertel Stunden ging das Spiel unentschieden aus und war, dem Geschrei nach zu urteilen ein enormer Erfolg. Das Dorf aus Lehmhütten mit Rieddach, obwohl ursprünglich nur für die Plantagenarbeiter angelegt, ist durch den Zuzug von allen möglichen Verwandten bis auf über 1500 Einwohner angewachsen, die entsprechend sehr eng beieinander wohnen. Auf der Plantage arbeiten davon heute kaum noch welche. Von was sie schlussendlich leben hat mir niemand richtig erklären können. Sie halten zwar etwas Vieh und bauen für den Eigenbedarf Mais an, aber das allein reicht sicher nicht.

Am nächsten, dem letzten, Tag wurde noch ein Tennisturnier und ein Besuch in einem Naturschutzgebiet am Lake Nakaru geplant, an dem ich aber schon nicht mehr mitmachen konnte, weil ich bereits mittags nach Nairobi zu meinem Flug nach Tansania starten musste. Ich bekam ein Fahrzeug samt Fahrer für mich allein, das sich über schlaglochübersäete Strassen quälen musste bis wir etwa 80 km vor Nairobi auf eine funkelneue perfekte Schnellstrasse stiessen, auf der wir komfortabel in das Verkehrschaos der Stadt vordringen konnten. Nach einer Fahrt im Schritttempo durch die ganze Stadt erreichten wir schliesslich den Flughafen, an dessen Eingang die riesige Menschenschlange vor dem Tor zur Abflughalle nicht zu übersehen ist. Hier, wie später auch in Tansania findet die erste Sicherheitskontrolle bereits statt, bevor man überhaupt in die Halle zum Einchecken gelangen kann, mit dem Erfolg, dass sich eine Masse ungeduldiger Fluggäste erstmal auf der Strasse in der prallen Sonne für einer reichliche halbe Stunde gegenseitig auf die Füsse tritt. Insgesamt ist die Abfertigung derart langsam, dass ich trotz meiner wenigstens 2 Stunden Zeitreserve erst kurz vor dem Aufruf meines Fluges an dem richtigen Gate ankomme. Tatsächlich macht ‚Precision Air‘ aber ihrem Namen Ehre und bringt mich, als erste auf dieser Reise, genau nach Plan, Richtung Kilimandjaro.

